



LYDIA ADAMSON
*Eine Katze lädt zur
Weihnachtsgans*
Ein Katzenkrimi

a

aufbau digital

er einer strengen Lehrerin. Er wußte nicht, daß ich in diesem Augenblick ganz unlehrerinnenhafte Gedanken hegte. Mein Gott, wie gut er aussieht, dachte ich. Das kalte Wetter steht ihm, es verleiht seinem Gesicht einen wunderbar rosigen Schimmer. Und sein schwarzes Haar ist jetzt prachtvoll, graumeliert und ganz zerzaust von seiner Mütze.

»Ich habe gerade einen Brief von meiner Ex-Frau bekommen, in dem sie sich über meine Unterhaltszahlungen beschwert. Sie nennt mich verantwortungsloses, verkommenes Subjekt.«

»Du siehst nicht aus wie ein verkommenes Subjekt, Tony«, bemerkte Nora. »Du siehst aus wie ein Mann mittleren Alters, der einmal in New Britain, Connecticut *On the Waterfront* wiederaufgeführt hat.«

»Kommen wir zur Sache«, sagte ich, um Noras plötzlichen Überschwang im Keim zu ersticken.

»Einen Augenblick«, antwortete sie forsch und lief aus dem Büro hinaus, nur um eine Minute später mit drei Gläsern und einer Flasche Rotwein wiederzukommen. »Jetzt, wo mein Schreibtisch endlich mal leer ist«, sagte sie, »können wir ihn ebensogut für etwas verwenden.« Sie schenkte in jedes Glas ein wenig Wein ein.

Dann erzählte ich ihr und Basillio, was während der letzten vierundzwanzig Stunden geschehen war, was sich in dem Aktenkoffer befand, was sich der Vorstand des Sustenance House von mir erhoffte.

Als ich fertig war, herrschte ein langes Schweigen.

Schließlich meinte Tony: »Die machen wohl Witze.«

Ich sagte: »Da der Gegenstand meiner Ermittlungen sozusagen eine Art postalisches Verbrechen ist, dachte ich, daß wir uns zusammensetzen sollten. Ich meine, wer weiß schließlich mehr über den Briefverkehr als New Yorker Theaterleute – stimmt's? Wir versenden Lebensläufe, Fotos, was immer. Wir halten die Post am Leben.«

»Eigentlich«, sagte Nora leichthin, »war es wirklich eine brillante Idee, mich und Tony hinzuzuziehen. Weißt du, ich habe den Fall gelöst, ohne auch nur einen Blick in diesen Aktenkoffer zu werfen.«

»Wovon redest du?«

»Alice, wenn dieser Mensch so verrückt war, jedes Jahr Barschecks über 81.000 Dollar nicht eingeschrieben per Post zu schicken, dann tat er das offensichtlich von einer Nervenklinik aus. Oder er ist jetzt in einer. Das engt den Kreis der in Frage kommenden Leute beträchtlich ein, findest du nicht?«

Ich ignorierte ihre brillante Analyse und nahm als erstes die Briefkuverts aus dem Koffer.

Wir standen alle von unseren Stühlen auf und beugten uns über die zwölf Umschläge. Alle waren genau gleich beschriftet: mit einem schwarzen Filzstift und in großen Druckbuchstaben.

»An den Leiter des Sustenance House«

Dann die Adresse und die Postleitzahl.

Kein Absender.

Links unten stand auf jedem Umschlag in der gleichen Handschrift wie die Adresse: »Bevorzugte Beförderung«.

»Nun«, bemerkte Tony, »wenigstens eines wissen wir über den Mann – wenn es ein Mann ist.«

»Und was?« fragte Nora.

»Daß er keine Geduld hat«, sagte er.

»Und wie kommst du zu diesem Schluß?« fragte ich.

»Er wollte nicht in einer Schlange anstehen. Er hat das Päckchen nicht am Schalter aufgegeben. Wenn man einen Brief an einem Schalter im Postamt aufgibt, wiegt ihn der Postbeamte, nicht wahr? Und dann klebt er einen Aufkleber mit dem bezahlten Betrag darauf. Normalerweise stempeln sie mit einem Gummistempel »Bevorzugte Beförderung« darauf. Aber dieser Typ hat das Päckchen selbst

gewogen, ist zum Automaten gegangen, hat einen ganzen Schwung Briefmarken von unterschiedlichem Wert gekauft und sicherheitshalber etwa einen Dollar mehr auf jeden Umschlag geklebt.«

Eine geniale Schlußfolgerung. Ich sah mir einen der Umschläge genauer an. Er war mit vielen, vielen Briefmarken von unterschiedlichem Wert geschmückt.

»Einen Augenblick, Tony«, warf Nora ein. »Er mußte aber doch zum Schalter, um sich die Postschecks zu holen. Alice sagte, die Summe setzte sich jeweils zur Hälfte aus Bankschecks und aus Postschecks zusammen. Warum sollte er sich also wegen eines Postschecks anstellen und nicht gleichzeitig das Päckchen vom Schalterbeamten abwiegen und frankieren lassen?«

»Weil«, erklärte Tony mit vor Aufregung etwas lauterer Stimme, »sie einem oft sagen, man soll einen Absender daraufschreiben, wenn man es noch nicht getan hat. Und das wollte unser Freund auf keinen Fall.«

Du liebe Zeit! Tony sprühte förmlich.

Er begann die Umschläge herumzudrehen und sie auf dem Tisch neu zu ordnen.

»Was machst du da?« fragte ich.

Er hielt die Hand hoch, um mich zum Schweigen zu bringen, wie ein Dirigent. Dann grinste er. »Und ich werde euch etwas noch Merkwürdigeres sagen.«

»Was?«

»Er hat in zwölf Jahren zwölf Kuverts geschickt – stimmt's?«

»Ja.«

»Nun, er hat jedes auf einem anderen Postamt – mit einer anderen Postleitzahl – aufgegeben. Schaut euch die Stempel an.«

Es war erstaunlich. Nora und ich beugten uns aufmerksam über den Schreibtisch. Tony hatte recht.

»Gib mir ein Blatt Papier«, sagte ich.

Nora riß ein Blatt aus einem alten Kalender und reichte mir ihren Kugelschreiber, den sie, wie ich wußte, nur zum Unterschreiben von Schecks benutzte.

Ich notierte die Postleitzahl des Postamtes, von dem vor zwölf Jahren das erste Kuvert abgeschickt worden war: 10029.

Im darauffolgenden Jahr war es 10128 gewesen. Und im nächsten 10028.

Danach 10021. Dann 10044. Und dann, in chronologischer Reihenfolge: 10022, 10017, 10016, 10010, 10009, 10002.

Und der Umschlag vom Vorjahr - wieder 10029.

»Warum hat er das getan?« fragte Nora.

»Wahrscheinlich hielt er es für sicherer, seine Postschecks jedes Jahr bei einem anderen Postamt zu besorgen«, sagte Tony.

Sie nickte zustimmend. »Und mit seinen Bankschecks hat er es wahrscheinlich genauso gehalten. Ein extrem vorsichtiger Mensch.«

Ich hörte ihrem Gespräch nur mit einem Ohr zu. Mich beschäftigte etwas anderes.

»Ich brauche das Branchenverzeichnis«, sagte ich zu Nora. Sie holte das Telefonbuch von Manhattan hervor und ließ es auf den Tisch plumpsen. Ich blätterte zur letzten Seite mit dem Postleitzahl-Plan von Manhattan.

Ich legte meine Liste neben die Karte.

Wir sahen alle, was unser anonymer Spender getan hatte.

»Ich kann es nicht glauben«, sagte Tony.

»Glaube es ruhig!« sagte ich. »Er hat das erste Päckchen in der Gegend rund um die 110th Street aufgegeben - *East* 110th Street. Das nächste hat die Postleitzahl direkt südlich davon, ebenfalls auf der East Side ... und in den darauffolgenden Jahren hat er sich durch alle Postbezirke auf der East Side von Manhattan hinuntergearbeitet - von Spanish Harlem bis zur südlichsten Spitze von Manhattan.«

»Aber warum?« fragte Nora.

»Keine Ahnung – ich nehme an, er wollte ›vorsichtig‹ sein. Schaut mal, er hat mit der Postleitzahl 10029 angefangen und aufgehört. Auf der East Side von Manhattan gibt es südlich der 116th Street nur elf Postbezirke. Ihm sind die Postleitzahlen ausgegangen, also kehrte er im Vorjahr zu der ersten, die er genommen hatte, zurück, und ich vermute, das war seine eigene – 10029.«

Ich hielt inne und tippte fröhlich auf den Plan. »Also entweder wohnt unser Held auf der East Side, zwischen der 97th und der 116th Street, und ist jedes Jahr ein Stückchen weiter Richtung Süden gefahren. Oder er ist jedes Jahr in eine andere Gegend gezogen – das heißt weiter nach Süden –, was höchst unwahrscheinlich ist. Das bedeutet, daß wir jetzt wissen, wo er wohnt.«

»Was für ein Durchbruch«, bemerkte Nora sarkastisch. »Das engt das Feld auf etwa eine halbe Million Menschen ein.«

»Nun, es ist ein Anfang«, meinte Tony; er klang skeptisch.

»Und jetzt zu den Plänen von den Buslinien«, sagte ich und schob das Telefonbuch und die Umschläge beiseite.

Ich legte die Buspläne, in die der Philanthrop die Schecks eingewickelt hatte, bevor er sie in die Kuverts steckte, auf den Tisch.

Tony nahm einen Busplan und faltete ihn auseinander. Dann hielt er ihn über seinen Kopf. »Zumindest«, sagte er, »benimmt sich unser Freund in einer Hinsicht vernünftig.«

»Was meinst du? Was ist vernünftig daran, Buspläne zu verwenden?« fragte Nora. »Oder auch unvernünftig?«

»Da sie auf beiden Seiten bedruckt sind – das ist Kunstdruckpapier –, kann man nicht sehen, was in dem Umschlag steckt, auch wenn man ihn gegen das Licht hält. Wie wenn dir deine Tante Ethel zum Geburtstag einen Fünfdollarschein schickt. Man wickelt den Geldschein in ein paar Blätter Papier ein – oder legt ihn in eine Geburtstagskarte